

Sonja Kuzmics

Traurige Freiheiten. Aspekte der Depression in der Gegenwartsliteratur

Jemand, der Depressionen nicht selbst erlebt hat, könne den Zustand nicht nachvollziehen, schreibt Journalist und Autor Andrew Solomon (2006). Für einen, dem Depressionen fremd sind, ist es unmöglich, zu verstehen, warum ein Depressiver es nicht schafft, einkaufen zu gehen – weil er zu erschöpft ist, um duschen zu gehen und sich für den Zustand des eigenen Körpers geniert, aber nicht duschen gehen kann, weil er kein sauberes Gewand mehr hat, das er nach dem Duschen anziehen kann, denn das Waschmittel ist aus – aber er kann nicht einkaufen gehen, um ein neues zu kaufen, weil er nicht duschen kann usw. Der Kreislauf aus Antriebslosigkeit, Schwermut, Scham, Angst und Isolation, in dem ein Depressiver gefangen ist, sei an diesem Beispiel illustriert – die Nachvollziehbarkeit bleibt zweifelhaft. Depression bleibt dem Gesunden etwas durch und durch Fremdes. Während Trauer geduldet wird, solange ein eindeutiger Grund vorhanden ist – der Verlust eines Familienmitgliedes, eine schwere Krankheit, eine Trennung – ist die in den epistemologischen Bereich der Krankheit verschobene Zustand Depression unduldbar, weil er nicht verstanden wird. Eine Studentin, die es nicht zu den Vormittagsvorlesungen schafft, weil sie das Bett nicht verlassen kann, ist faul. Ein Angestellter, dessen Leistung nachlässt, weil er zunehmend starke Konzentrationsstörungen hat, wird gekündigt. Eine Pensionistin, deren Körperhygiene leidet, weil sie in einem depressiven Paradoxon gefangen ist, wird durchaus bemitleidet, aber auch milde belächelt – oder als Anekdote herangezogen. Während also kaum jemand die Beschaffenheit von Depressionen versteht – denn sonst würden die oben angeführten Beispiele alltäglicher Stigmatisierung nicht bestehen – findet sich der Begriff vermehrt in Zeitungsartikeln, Statistiken und Jahresberichten zu Gesundenuntersuchungen wieder. In den letzten Jahrzehnten wurde weltweit ein signifikanter Anstieg von depressiven Erkrankungen verzeichnet. Besonders junge Leute scheinen von der Krankheit betroffen zu sein, in vielen Berichten wird ihr Anstieg sogar als Generationenphänomen verhandelt und von einer „depressiven Generation Y“ gesprochen – in anderen wird auf die Gender-Problematik hingewiesen, denn Frauen seien dreimal so häufig betroffen zu sein wie Männer. Erst eine vor wenigen Wochen von der Donau-Universität-Krems publizierte Studie, die sich mit der psychischen Gesundheit in Zeiten des COVID-19 bedingten Shutdowns beschäftigt, scheint diese Lagerung zu bestätigen: „Die Häufigkeit depressiver Symptome hat sich in Österreich [um das Fünffache] vervielfacht, auch Schlafstörungen und Angstsymptome sind signifikant angestiegen. Besonders betroffen sind Erwachsene unter 35 Jahren, Frauen, Singles und Menschen ohne Arbeit.“

Was geschieht hier? Warum sind junge Leute, und vor allem junge Frauen, offenbar so häufig betroffen von einer Krankheit, deren Medienwirksamkeit zwar unabstreitbar ist – die aber gleichzeitig ein großes

Fragezeichen darstellt, das immer noch die Mehrzahl an ÖsterreicherInnen mit „reiß di zamm“ beantworten möchte? Die hier eingereichte Arbeit versucht, diese – in diesem Essay bewusst provokativ formulierten – Fragen mithilfe der Disziplin der Literatursoziologie zu beantworten.

Die vorliegende Arbeit stellt sich die Frage, ob und wie sich das Phänomen einer „depressiven Generation Y“ in der deutschen Gegenwartsliteratur manifestiert – so es denn existiert – und anschließend, welchen besonderen Erkenntniswert eine solche Literatur für den Leser/die Leserin haben kann. Hierzu werden drei Romane junger, weiblicher Autorinnen literatursoziologisch beleuchtet: Friederike Gösweiners „Traurige Freiheit“ (2016), Antonia Baums „Vollkommen leblos, bestenfalls tot“ (2011) und Simone Lapperts „Wurfschatten“ (2014). Die Interpretation der Romane erfolgt anschließend an eine theoretische Auseinandersetzung mit den Begriffen Depression (Solomon 2006) und Generation (Hurrelmann/Albrecht 2014, Mannheim 1964) und eine Untersuchung des Zusammenhangs von Depression und Gesellschaft (Ehrenberg 2004, Byung-Chul 2014, Rosa 2013, Beck 2015). Es wird der Stellenwert des depressiven Zustands in literarischem Schaffen beleuchtet (Kristeva 2007), über den Erlebnisgehalt von Literatur verhandelt (Vellusig 2013) und über die grundlegenden Methoden und Ziele der Literatursoziologie diskutiert (Kuzmics/Mozetič 2003).

Folgende Erkenntnisse werden durch die theoretischen Auseinandersetzungen und die literatursoziologische Interpretation der drei Romane der Primärliteratur deutlich: Erstens werden gesellschaftlich bedingte Risiken moderner, neoliberaler und prekärer Lebenswelten offenbar, die sich in der Verschlechterung der psychischen Gesundheit der jungen Protagonistinnen manifestieren. Zweitens zeigt sich, dass Literatur eine besondere Möglichkeit bietet, durch ihren *Erlebnis*gehalt das Leiden des/der Einzelnen (der literarischen Figur) einer breiten Masse (den LeserInnen) zugänglich zu machen. So kann jemand, der die Krankheit nicht am eigenen Leib erfahren hat, ihr Erleben *nachvollziehen*. Dadurch hat die literarische Lektüre das Potenzial, eine nachhaltige Destigmatisierung depressiver Störung zu befördern – ein Potenzial, das, im Hinblick auf aktuelle Statistiken, gewaltig ist.

Die genaue Argumentation für diese Behauptungen wird der Inhalt der Arbeit liefern. Ob die darin gewonnenen Erkenntnisse als für Forschung und Gesellschaft relevant gehalten werden, muss das Komitee entscheiden. Abschließen möchte ich meine Ausführungen mit den Worten der Figur des melancholischen Mädchens, die Susanne Heinrich 2019 auf die Kinoleinwand und ins Leben gerufen hat: „Ich fange an, meine Depression als Politikum zu betrachten“ – denn ich bin der Überzeugung, dass die hier präsentierte Arbeit dieses Vorhaben unterstützt.